

»Ich nenne diese frühe Zeit: unsere zwanziger Jahre.«

Peter Hamm im Gespräch mit Joachim Kaiser

Peter Hamm: Du erwähnst immer wieder, dass die Jahre nach 1945 für dich eine Zeit des Aufbruchs und der großen Entdeckungen gewesen sind. Was war für dich damals wichtig? Was hast du gelesen? Was hast du im Theater gesehen?

Joachim Kaiser: Ich habe mich gefragt, warum ich die Jahre von 1945 bis 1948 als eine so absurde Phase der Befreiung empfunden habe. Ich denke, es hat damit zu tun, dass ich einer Generation angehöre, die in der Nazizeit sozusagen keine Chance hatte, ›sich zu verstricken‹. Man konnte nicht Nazi werden, was die 10 oder 20 oder 30 Jahre älteren Schriftsteller oder Intellektuellen kaum zu vermeiden vermochten – die dann ja auch später fortwährend beweisen mussten, dass sie keine Nazis gewesen seien oder nur in ›diese Lage‹ gekommen waren, weil man sie dazu gezwungen hatte.

Ich habe die Unfreiheit miterlebt. Ich habe die Angst miterlebt vor den Luftangriffen. Und nach Stalingrad wusste ich, dass es schiefgehen wird. Damals war ich in Ostpreußen, erst in Tilsit, dann in Elbing, dann kurz in Potsdam, dann in Templin, dann, als der Krieg zu Ende ging, traf sich meine Familie in Bad Kösen im Thüringischen. Von dort holte mein Vater meine Mutter und mich schließlich nach Schleswig-Holstein, nach Lunden – zwei Tage bevor Thüringen, das ja zunächst die Amerikaner besetzt hatten, den Russen überlassen wurde. Von Lunden brachte meine Mutter mich nach Hamburg ins Gymnasium.

Dort fing alles an. Es gab wenig, aber es öffnete sich die Welt der Kultur. Ich stürzte mich als Sechzehn-, Siebzehnjähriger in diese Welt, war von all den neuen Möglichkeiten berauscht. 1947 bin ich, später konnte ich es selbst kaum mehr glauben, vierhundertmal im Theater, im Konzert und im Kino gewesen. Damals kam es nicht so auf die Abiturnoten an wie heute, und dass ich das Abitur bestehen würde, war ziemlich klar. Ich ging also ungeheuer gerne ins Theater, las viel, habe mir zum Beispiel mit größter Leidenschaft Thornton Wilder – *Wir sind noch einmal davongekommen* und *Unsere kleine Stadt* – angeschaut oder Jean-Paul Sartre entdeckt, vor allen Dingen sein Drama *Die Fliegen*. Es gab eine berühmte Inszenierung von Gustaf Gründgens und eine auch sehr berühmte von Jürgen Fehling.

Damals war auch Wolfgang Borchert mit seinem Stück *Draußen vor der Tür* sehr aufregend. Bei Borchert aber entwickelte ich bald das Gefühl, dass man gegenüber der zeitgenössischen Literatur des eigenen Landes sozusagen kontrolliert schizophren reagierte. Man war im Moment daran interessiert, aber man spürte durchaus, dass es keine Literatur ersten Ranges sei. Ich habe mir damals zu Wolfgang Borchert aufgeschrieben, dass dieser pathetische Stil, der sich nun plötzlich demokratisch gebärdete, eigentlich doch Nazi-Stil war. Und die ganz frühen Sachen von Heinrich Böll fand ich damals auch längst nicht so gut wie seine späteren Bücher. Das

heißt: Man reagiert gegenüber zeitgenössischen Dingen, die ja die eigenen sind, unter Umständen engagiert schizophren. Man interessiert sich, man nimmt daran teil, aber man weiß, allerersten Ranges ist es nicht – zumal wenn man schon Thomas Mann gelesen hat oder Hemingway.

Aber ich finde, und da habe ich eine vom allgemeinen Cantus firmus ganz abweichende Ansicht, es war alles in allem eine großartige Zeit. Die Generation von 1927/28/29, also von Ingeborg Bachmann, Martin Walser, Hans Magnus Enzensberger, Jürgen Habermas, meiner Wenigkeit, also jene, von denen manche heute noch das intellektuelle Gesicht der Bundesrepublik prägen, die alle sind in den 50er Jahren berühmt geworden – zuweilen vielleicht auch gegen die öffentliche Meinung, aber das kann ja sehr anspornend sein. Und deshalb möchte ich die Verketzerung der 50er Jahre nicht mitmachen.

Peter Hamm: Ich habe, obwohl ich acht Jahre jünger bin als du, sehr lebhaftere Erinnerungen daran, welche Schriftsteller man im sogenannten Bildungsbürgertum damals wirklich las. Das waren u. a.: Ernst Wiechert, Karl Heinrich Waggerl, Werner Bergengruen, Stefan Andres, Gertrud von Le Fort, Hans Carossa, Rudolf Hagelstange, Albrecht Goes, Ina Seidel, Agnes Miegel etc. Der berühmteste jüngere deutsche Schriftsteller hieß Gerd Gaiser.

Joachim Kaiser: Ich war natürlich geprägt von dem, was in der Gruppe 47 passierte, wo Gaiser nie zu Gast war. Gerd Gaiser tat mir beinahe leid, weil er als Nazi verachtet wurde, beispielsweise von Walter Jens. Ich habe Gaiser einmal persönlich erlebt, er war ein verquälter, anstrengender Kerl – und sein letzter Roman, *Schlußball* (*Schlußball. Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spuhl*, 1958) ist tatsächlich halb faschistoid. Mit Gaiser konnte ich nie etwas anfangen.

Peter Hamm: Was ich eben vor allem festhalten wollte war: es handelte sich dabei fast ausschließlich um Autoren, die sich mehr oder weniger im Dritten Reich belastet hatten. Man müsste jetzt natürlich über die sogenannte innere Emigration reden. Aus diesen Kreisen wurde dann bald der ungeheure Hass

gegen Thomas Mann geschürt – ich erinnere nur an die üble Rolle, die etwa Walter von Molo und Frank Thiess spielten.

Joachim Kaiser: Was glaubst du, wie wenig ich mich damals von der veröffentlichten Meinung vertreten fühlte. Thomas Mann war natürlich für uns Jüngere *der* Autor. Was habe ich meinen Freund Carl Dahlhaus beneidet, der 1948 nach Zürich eingeladen wurde: Er konnte dort den *Doktor Faustus* bereits kennenlernen, der in Deutschland erst 1949 erschienen ist. Deshalb habe ich zu ihm gesagt: Du musst dort unbedingt den *Doktor Faustus* lesen, du wirst ihn ja nicht nach Deutschland mitbringen können. Dahlhaus blieb fünf Tage in Zürich und las immerfort Thomas Mann.

Übrigens erschien damals von Hermann Hesse *Das Glasperlenspiel*. Wir hatten durchaus Vorbehalte gegenüber Hesse, weil wir eben aus dem Lager Mann kamen. Möglicherweise war das ungerecht. Heute finde ich, im Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Hermann Hesse zeigte sich Hesse eigentlich als der politisch Intelligenterere. Thomas Mann verrannte sich oft naiv.

Aber viel mehr noch interessierte uns damals die Auseinandersetzung zwischen Jean-Paul Sartre und Albert Camus, wo wir alle auf der Seite von Sartre waren, obwohl Camus den humaneren Standpunkt einnahm.

Die Autoren, die du vorhin genannt hast, sie waren alle eher Lieblinge des Bürgertums – wie auch Stefan Zweig, den man damals auch wieder zu lesen begann.

Peter Hamm: Das stimmt – und bringt mich gleich auf den nächsten Punkt, dass nämlich in Westdeutschland damals und auch später nie der Versuch gemacht wurde, die Emigranten wieder heimzuholen nach Deutschland und in die deutsche Literatur. Der Widerstand gegen Thomas Mann ist ja nur ein Teil dieser Abwehr der Emigranten.

Joachim Kaiser: Aber man sollte nicht bloß vom Widerstand gegen Thomas Mann reden. Thomas Mann hat selber stolz gesagt: »Es ist selten ein Mensch so gefeiert worden wie ich.« Wenn Mann in Frankfurt – und in Weimar – auftrat, wie hat man sich dafür interessiert, was hat Thomas Mann da nicht alles

in Bewegung gesetzt. Friedrich Sieburg publizierte damals sogar einen Aufsatz »Frieden mit Thomas Mann«.

Peter Hamm: Autoren wie Franz Jung oder Georg K. Glaser, um nur diese zwei zu nennen, sind aber die Figuren, die keine Chance mehr hatten in Westdeutschland – und in der DDR auch nicht, da galten sie als Abweichler. Diese Emigranten blieben sozusagen im Nirgendwo hängen.

Joachim Kaiser: Ich frage mich, ob die Wegdrängung und Verdrängung solcher Emigranten nicht mit schlechtem Gewissen zusammenhing, weil sie an etwas erinnerten, woran man nicht erinnert werden wollte. Thomas Mann aber konnte man nicht verdrängen. Bei Brecht wollte man es nicht, zumal es dann ja bald im Westen den berüchtigten, von Friedrich Torberg angeheizten Brecht-Boycott gab.

Peter Hamm: Ich habe mir einen bezeichnenden, entlarvenden Satz von Friedrich Sieburg aufgeschrieben, der von 1950 stammt: »Man ist der Züchtigung müde, nicht weil die Züchtigung so gänzlich unverdient wäre, sondern weil man im Zweifel an der eigenen Art nicht gedeihen kann.« Die maßgeblichen Kritiker damals waren doch Friedrich Sieburg, Günter Blöcker, Hans Egon Holthusen, also alle ziemlich belastete Leute.

Joachim Kaiser: Eine große Rolle spielte gewiss auch Karl Korn, der in einer Besprechung des *Kaufmanns von Venedig* geschrieben hatte, dass es den Juden schon recht geschehen sei, wie man am Shylock sehen könne.

Peter Hamm: Karl Korn hat im Dritten Reich auch eine berüchtigte Jud-Süß-Kritik geschrieben, für die *Frankfurter Zeitung*.

Joachim Kaiser: Ich bin davon überzeugt, dass die sogenannte Aufarbeitung der Vergangenheit sehr viel stärker in den damaligen Zeitschriften als in der Literatur stattfand. Die *Frankfurter Hefte* oder die *Neue Rundschau*, die hatten alle unvergleichlich höhere Auflagen und mindestens zehnmals so viel Leser wie heute. Wenn da Ida Friederike Görres »Brief an die Kirche« erschien, hat uns das alle aufgeregt. Eugen Kogon, der schon 1946 den *SS-Staat* veröffentlicht hatte, gab zusammen mit Walter Dirks die *Frankfurter Hefte* heraus.

Trotzdem ist an dem, was du Kritisches gesagt hast, etwas dran, und zwar folgendes: Ich glaube, die Niederlage war absolut, total. Man konnte nicht mehr, wie noch 1918, sagen: »im Felde unbesiegt«. Das haben die Leute begriffen. Und sie haben, wahrscheinlich unbewusst, die völlige Zerstörung ihrer Städte – von München, Essen, Hamburg, Berlin, Dresden und, und, und ... – fast klaglos als eine Art kollektiver Bestrafung des ungeheuerlichen kollektiven Verbrechens der Nazizeit hingenommen. Infolgedessen fühlten sie: Wir haben für das, was wir getan haben, einen ungeheuren Denkkzettel bekommen, Deutschland ist kaputt. Aber das liegt jetzt hinter uns, und nun geht es los, nach vorne. So erkläre ich mir, dass die Leute nicht allzu viel zurückschauten ...

Jeden Tag in den Luftschutzkeller zu müssen, Angst um sein Leben zu haben und nicht ausweichen zu können, das war ja eine widerwärtige Erfahrung. Ich habe mich immer gefragt, warum alles das, dieses Schicksal eines ganzen Volkes, in der Literatur, die geschrieben wurde, kaum vorkam oder erst deutlich später ...

Peter Hamm: Hans Erich Nossack, der den Untergang Hamburgs im Feuerbrand beschrieb, war die Ausnahme – neben Emil Barth und seinem Buch *Lemuria*.

Joachim Kaiser: Die Deutschen haben sich also nicht nur von ihren Verbrechen abgewandt – »Bewältigung der Vergangenheit« ist eine Phrase, die mich immer gestört hat, Vergangenheit wird nie »bewältigt«, sondern immer nur durch irgendeine Gegenwart weggeschoben –, sie waren eigentlich auch ohne eine Beziehung zu den ungeheuren eigenen Leiden.

Ich habe mir später überlegt, warum wir damals alle so stark auf *Die Fliegen* von Sartre reagierten. Eigentlich ist es doch ein ziemlich widerwärtiges Stück. Es hat aber nach 1947 eine große Rolle gespielt. Im Vorwort zu seinen gesammelten Dramen schreibt Sartre etwas, was eine Erklärung sein könnte: Er habe das Stück damals nach 1940 im Sinne der französischen moralischen Wiederaufrüstung verfasst, um zu zeigen, dass Mutlosigkeit und

Selbstverleugnung kein Weg seien. Nun seien die Deutschen mit dem gleichen Problem konfrontiert, und eine willfährige Selbstverleugnung werde ihnen kein Pardon verschaffen. Vielleicht wurde das Stück damals, ohne dass man dieses Vorwort Sartres kannte, auch in diesem Sinne verstanden. Man wollte nicht mehr zurückschauen.

Dazu fällt mir jetzt ein, dass meine Tochter mich immer wieder gefragt hat, ob es für mich schlimm war, die Heimat zu verlieren. Die Frage klingt für mich nahezu abstrakt. Wenn es nur um mich gegangen wäre – wie wenn mir plötzlich mein Haus abbrennt und ich danebenstehe und alles verloren habe –, dann wäre ich vielleicht unglücklich gewesen. Aber wenn man Teil von Millionen ist, die alles verloren haben, und man versucht während eines totalen Zusammenbruchs sein Leben zu retten, und es gelingt einem, dann ist man nicht lustig oder traurig, sondern einfach erleichtert.

Peter Hamm: Da kommt bei dir hinzu, dass deine Heimat, wie ich glaube, von Anfang an eine Kunst-Welt war. Die Welt der Kunst, das war deine wirkliche Heimat.

Joachim Kaiser: Ich weiß heute noch, dass ich am 1. Januar 1945 das *b-Moll Scherzo* von Chopin gespielt habe. Musik war mir das Allerwichtigste, selbst an diesem absurden Silvesterfest meiner Familie in Elbing, kurz vor der Ankunft der Russen.

Peter Hamm: Du hast am Anfang unseres Gesprächs das Wort ›Befreiung‹ gebraucht, ein Wort, das ich damals nie gehört habe. Ich habe in meiner Umgebung immer nur vom ›Zusammenbruch‹ reden hören. Dann erfand man dieses verlogene Wort von der ›Stunde Null‹ – das hieß, jetzt sollte nichts mehr eine Rolle spielen, was vorher gewesen war. Man wollte, wie du sagst, neu anfangen, aber diesen Anfang als ›Stunde Null‹ zu etikettieren, das ist für mich ganz verdächtig. Es gibt ein großartiges Wort von dem dir vielleicht nicht bekannten Walter Warnach, einem Kulturkritiker und Freund Bölls, der in diesem Zusammenhang von der ›verlorenen Niederlage‹ gesprochen hat. Das leuchtete mir sofort

ein. Diese ›Niederlage‹ wurde ›verloren‹, weil sich die Deutschen bzw. die Westdeutschen sofort blind gemacht haben, nichts mehr wissen wollten von dem, was gewesen war. Ich habe in einer oberschwäbischen Provinzstadt um mich herum nur Leute erlebt, die verbittert oder verbissen schwiegen, es war nicht möglich, über den Nationalsozialismus zu reden. Und die Literatur, die neue deutsche Literatur, die ich in die Hände bekam, wirkte auf mich auf eine unbegreifliche Weise harmlos. Zum Beispiel diese letzten Kriegsmonate, diese Apokalypse kam in ihnen nicht vor. Ich kenne nur ein einziges Buch aus dieser Zeit, in dem das Ungeheuerliche beschrieben wird. Es stammt von einem Franzosen, von Louis-Ferdinand Céline: Ich meine *Rigodon*, sein letztes Buch. Er beschreibt da die endlose Reise von Sigmaringen nach Dänemark, durch alle diese zerstörten deutschen Städte mit ihren kaputten Bahnhöfen und den flüchtenden Menschen. Ich habe in keinem deutschen Buch etwas irgendwie Vergleichbares gefunden, auch wenn ich die Bücher jener Autoren einbeziehe, die der Gruppe 47 nahestanden, von Hans Werner Richter bis Walter Kolbenhoff.

Joachim Kaiser: Das Hörspiel *Träume* von Günter Eich war wohl nicht so harmlos – mit seinem »Wacht auf, denn eure Träume sind schlecht« oder »Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt«.

Peter Hamm: Das stimmt, es wurde 1951 erstmals ausgestrahlt. Doch der größte Zivilisationsbruch der Geschichte, die maschinelle Judenvernichtung, kommt weder darin noch in der übrigen deutschen Literatur nach 1945 vor. Ein Gedichtband wie *In den Wohnungen des Todes* von Nelly Sachs konnte nur im Osten, im Aufbau Verlag erscheinen. Erst in den 60er Jahren wurde Nelly Sachs in Westdeutschland veröffentlicht.

Ich bleibe noch etwas bei dieser ›verlorenen Niederlage‹. Ich habe sehr früh entdeckt, dass ein Schriftsteller wie Reinhold Schneider oder, auf andere Weise, auch ein Theologe wie Martin Niemöller, die sich beide wirklich als Antifaschisten bezeichnen konnten, unter

der verstockten Nachkriegszeit fast mehr gelitten haben als unter der Kriegszeit. So haben sie das jedenfalls explizit erklärt.

Joachim Kaiser: Auch bei Heinrich Böll, in seinem Roman *Billard um halb zehn*, sagt der Mann zu seiner Frau: »Ich habe mich selbst 1942 nicht so allein gefühlt wie jetzt. Was sind das alles für Leute, in keinem Gesicht auch nur ein bißchen Trauer.«

Ich muss einräumen, dass du eine andere Sozialisation hast als ich. Ich habe diese heftige Antipathie gegen die 50er Jahre, die zum Beispiel auch Hans Magnus Enzensberger teilt, nie ganz begriffen. Sicherlich, ich nahm damals beispielsweise einem Adenauer ungeheuer übel – nicht nur ich, sondern viele linke junge Leute –, dass er, wegen seiner ausdrücklichen Westbindung, Polen nicht anerkennen wollte. Dabei war doch Polen das Land, das vielleicht am allermeisten gelitten hatte. Da dachte ich, ist der denn verrückt?

Aber das, was sich 1945 eröffnete, war fabelhaft: eine neue Welt. Diese neue Welt bedeutete nicht nur, dass man nun plötzlich »Demokratie« lernte, sondern dass ein anderer, ein entspannter öffentlicher Tonfall herrschte. In den amerikanischen Nachrichten oder bei BBC gab es nicht mehr diesen aufgedonnerten, heroischen, fleischgewordenen Fahnenpruch-Ton, der bis 1945 in der deutschen Öffentlichkeit, in der Politik, befohlene Ehrenpflicht war. Bei den Engländern oder bei den Amerikanern atmete man auf.

Peter Hamm: Du hast gerade gesagt, ich hätte eine andere Sozialisation gehabt. Das ist sicherlich der Fall, da ich in der französischen Zone aufgewachsen bin. Die Franzosen haben uns ausschließlich mit der sogenannten Hochkultur beglückt oder auch traktiert. Jeder meiner Freunde und Bekannten, der in der englischen oder amerikanischen Zone aufgewachsen ist, spricht immer auch von seinen subkulturellen Erfahrungen, vom Jazz, vom Hollywood-Film, von allem möglichen Neuen. Bei den Franzosen gab es zwar auch Filme, aber es war vor allem der »film noir«, der uns beeindruckte mit seinem Existenzialismus. Und wie ich es genossen habe, dass

uns von Paul Valéry über Paul Claudel, André Gide bis zu Albert Camus und Jean-Paul Sartre die große Literatur nahegebracht wurde, dass die großen französischen Orchester und Streichquartette gastierten, und tolle Organistinnen, die mit hohen Absätzen die Pedale bearbeiteten ... Kurz und gut, wir haben völlig andere Erfahrungen gemacht als Leute in der amerikanischen oder britischen Zone.

Dann gab es in fast jeder Kleinstadt Verlagsgründungen, die vor allem französische Literatur brachten – auch ältere. Und es gab Zeitschriften wie *Lancelot* oder, um die berühmteste zu nennen, *Das goldene Tor* von Alfred Döblin, eine ganz großartige Zeitschrift, die in Baden-Baden erschien. Aber Döblin war, wie Reinhold Schneider, wie Martin Niemöller, von der deutschen Nachkriegsgesellschaft so enttäuscht, dass er dann wieder nach Frankreich zurückging.

Joachim Kaiser: Aber das hing auch ein wenig mit Döblin selbst zusammen. Er hatte doch bereits 1942, als Thomas Mann, Johannes R. Becher, Bertolt Brecht und andere in Hollywood seinen Geburtstag feiern wollten, in seiner Dankrede gesagt, wir seien an Hitler gescheitert, weil wir an Gott gezweifelt haben. Brecht war das entsetzlich peinlich, er hat darüber sogar ein giftiges Gedicht geschrieben, und Thomas Mann wusste auch nicht recht, was er dazu sagen sollte. Später entwickelte Döblin, und das nahm ich ihm sehr übel, einen regelrechten Verfolgungswahn gegenüber Thomas Mann, weil er sich für besser hielt.

Peter Hamm: Jedenfalls war es bis 1948, bis zur Währungsreform, eine großartige kulturelle Blütezeit. Die Währungsreform wurde zu unserem eigentlichen politischen Datum. Sie hat die Teilung begründet. Auch das, was du als deine 50er Jahre verteidigst, passierte ja erst danach, baut auf dem auf, was zuvor geschehen – oder vielmehr eben nicht geschehen ist.

Joachim Kaiser: So ist es. Ich nenne diese frühe Zeit: unsere 20er Jahre. Ich bin ein typischer 45er-Demokrat.

Peter Hamm: Ich möchte doch noch gerne bei

der deutschen Gegenwartsliteratur jener Zeit bleiben, die ich als so unbegreiflich harmlos empfand, bis dann Ingeborg Bachmann und Paul Celan kamen und mit ihnen ganz neue Töne. Mir fällt noch ein typisches Beispiel für die Harmlosigkeit damaliger Bücher ein, ich meine den Erzählungsband *Ein Flugzeug über dem Haus*, den der junge Martin Walser 1955 veröffentlichte. Bei diesem Titel würde man doch so kurz nach dem Kriegsende an irgendeine Assoziation mit den Flugzeugen denken, die gerade Europa in Schutt und Asche gelegt hatten. Nichts davon. Walsers Flugzeug ist ein Flugzeug, das an einem Sommernachmittag einen schönen Ton erzeugt. Das ist nicht nur typisch für die deutsche Literatur jener Zeit, im westdeutschen Film dieser Jahre ist dieser totale Verdrängungsprozess noch viel deutlicher sichtbar.

Joachim Kaiser: Aber immerhin schreibt Walser dann bald ein sehr politisches Theaterstück, das heißt *Der Schwarze Schwan*. Da sagt ein Altnazi zu einem anderen: »Liberé, wenn ich mal träume, dann sind es Zahlen.« Der träumt dann eben die Zahl 6 Millionen. Für solche Sätze mag ich Martin Walser heute noch.

Aber ich weiß auch noch ganz genau, bei einer Tagung der Gruppe 47 sagte mal Konrad Bayer zu mir, er langweile sich, alles was vorgelesen werde, sei politisch uniform und korrekt: immer KZ-Häftlinge als Helden und deutsche Nazis als die Bösen. Man könne dann so schlecht schreiben wie man wolle, man werde dennoch gelobt. Das widerspricht doch deinem Eindruck, aber es passierte auch wohl deutlich später.

Peter Hamm: Ich könnte mir auch vorstellen, dass der Wiener Avantgardist Konrad Bayer sich erhofft hatte, dass diese ungeheure Geschichtskatastrophe auch eine grammatikalisch-stilistische Auswirkung gehabt hätte, und die hatte sie sicher nicht. Es war weiterhin ein relativ harmloser Realismus im Schwange, außer bei Arno Schmidt, der war die große Ausnahme damals.

Joachim Kaiser: In Ilse Aichingers *Die größere Hoffnung* steht der Satz: Die Konzentrationslager besorgten ›die Konzentration des

Menschen‹ – sie spricht vom KZ sozusagen als einer seelischen Erfahrung, die einen auch konzentriert. Das wagte sie zu schreiben. Sie hebt etwas fast unaussprechlich Furchtbares in die Sphäre einer ästhetischen Verklärung – das muss man sich mal überlegen. Dazu eben herrliche Sätze wie: Der Haifisch tröstete, wie nur ein Haifisch trösten kann – und Ähnliches.

Mir wurde rasch klar: das Wichtigste, was man als Autor finden muss, ist ein Ort, der epische Spannungen, Dimensionen und Maßstäbe gewährt. Wenn jemand, der über ein Land oder über eine Sache schreiben will, diesen Ort nicht findet, dann ist er schlecht dran. Thomas Mann hatte es relativ leicht, als er die *Buddenbrooks* schrieb, aber wie musste er sich dann beim *Zauberberg* anstrengen, um die ganze Vor-Weltkriegszeit nach Davos zu schaffen. Offensichtlich konnte es den deutschsprachigen Schriftstellern so kurz nach Kriegsende nicht gelingen, ihren epischen Ort zu finden. Vielleicht war das, was du verlangst, damals noch nicht beschreibbar. Es musste erst einmal eine vollkommene Offenheit des Blicks da sein – und dann eine enorme Kraft, um sich davon freizumachen, wie die Wirklichkeit auf mittelmäßige und idiotische und klischeehafte Weise bereits durchgekaut worden war, verdaut von Zeitungen, von Wochenschauen, von Filmen. Da hatte es der Tolstoi leichter. Spätere mussten erst mal den ganzen Phrasen-Müll loswerden.

Man redete damals auch etwas leichtfertig von ›Trümmerliteratur‹, aber abgesehen von Kolbenhoff und dem eher mittelmäßig begabten Wolfgang Weyrauch hat eigentlich kein Mensch Trümmerliteratur geschrieben. Die Gruppe 47 hat als Ersten Günter Eich ausgezeichnet, dann Heinrich Böll – auf den der Vorwurf vielleicht noch ein bisschen zutrifft, obwohl er im Grunde dazu viel zu katholisch war. Darauf aber folgten schon Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann und dann Martin Walser.

Ich will aber nochmals auf deine Frage nach dem Schicksal der Emigranten zurückkommen. Ich habe folgende Erfahrung gemacht. Viele Intellektuelle und Literaten, die

emigriert waren, kamen 1945 besten Willens zurück, die meisten wollten keine Rache nehmen, sondern freuten sich, wieder Deutsch sprechen zu können. Sie waren aber sozusagen in ihren deutschen Kategorien aus dem Jahr 1933 stehengeblieben, hatten anderswo ihre neuen Erfahrungen gemacht und redeten nach 1945 in der Bundesrepublik, wie sie in den 20er Jahren geredet hatten.

Daher mein unangenehmes Zusammentreffen, an dem ich durchaus schuld war, weil ich ebendies nicht bedacht hatte, mit Walter Mehring in der Gruppe 47 – gleich zu Beginn meiner Zeit in der Gruppe. Mehring wollte da unbedingt vorlesen, weil er dachte, in der Gruppe 47 passiert wirklich etwas, nicht so wie in feinen Akademien, wo ein alter Herr den anderen lobt. Er dachte, in der Gruppe 47 wird gekämpft, da gibt es einen Preis und so weiter. Er las dann aus einem Roman, an dem er gerade arbeitete. Danach meldete sich niemand, schließlich ergriff ich das Wort und sagte, der Text habe mir überhaupt nicht gefallen. Er sei genau im gleichen Ton geschrieben, der schon in den 20er Jahren gegen Hitler nichts ausgerichtet habe, das hörten wir jetzt noch einmal, in einer schwächeren Ausgabe. Mehring war so beleidigt, dass er gleich abreiste. Aber man hätte ihn eigentlich gar nicht lesen lassen sollen. Ich hatte dann auch gleich Krach mit Christian Ferber, dem Sohn von Ina Seidel, der mich beschimpfte: Wie können Sie uns den Mehring kaputt machen, Sie junger Schnösel. Ich antwortete ihm, er hätte ja früher in der Diskussion widersprechen können, jetzt sei es etwas spät dafür. Aber Hans Werner Richter leuchteten meine Argumente offenbar ein, jedenfalls lud er mich dann regelmäßig ein.

Peter Hamm: Aber es gab auch den Auftritt von Paul Celan in der Gruppe 47. Das war schon sehr prekär, wie Einzelne damals reagiert haben.

Joachim Kaiser: Ich war leider damals, 1952, nicht dabei. Der Ton, in dem Celan vortrug, wirkte eigenartig – es sei so eine Mischung aus Martin Buber, Stefan George und Joseph Goebbels gewesen, wurde gesagt. Jedenfalls rezitierte Celan mit einem ungeheuren

Pathos, das überhaupt nicht verstanden wurde. Keiner hatte etwas gegen ihn, aber er trug so altmodisch vor, dass viele einfach lachen mussten, wie sie mir später erzählten ...

Peter Hamm: Ich habe Paul Celan noch ein paar Mal lesen gehört, und mir erschien sein Ton als durchaus adäquat für seine Poesie. Ich erinnere mich etwa an Lesungen in Stuttgart und Tübingen, bei denen das Licht gelöscht werden musste, bis auf eine Lampe für ihn. Auf Goebbels käme ich dabei nun wirklich nicht, es war eher wie im orthodoxen Ritus, wie beispielsweise Brodsky und andere russische Dichter ihre Gedichte vortrugen. Aus dieser Welt kam Celan. Ich kann mir schon vorstellen, dass das der Gruppe 47, wo ja ›Kahlschlag‹ propagiert worden war, zu wenig nüchtern war.

Joachim Kaiser: Sicherlich war das ein geradezu tragisches Nichtverstehen. Grundsätzlich aber war die vermeintliche Schwäche der Gruppe 47, die Spontan-Diskussionen, ihre eigentliche Stärke. Wenn das, was in einer Spontan-Diskussion etwas übertrieben gesagt wurde, gedruckt worden wäre, dann hätten Autor und Kritiker sich danach oft schwerlich noch an einen Tisch setzen können. In der Diskussion aber wurden die Positionen durch andere widersprechende Beiträge relativiert, und man konnte danach auch direkt zum Autor hingehen und die eigene Schärfe etwas zurücknehmen, der wiederum konnte sagen, na ja, vielleicht habe ich auch eine falsche Stelle vorgelesen.

Später änderte sich das aber. Ich erinnere mich noch an einen Autor, den ich ziemlich scharf kritisiert hatte und dessen Verleger nach der Diskussion das Buch tatsächlich nicht mehr bringen wollte! Das hatte mit Werkstattgesprächen nichts mehr zu tun.

Peter Hamm: Am Anfang waren eben auch keine Verleger dabei, während am Schluss lauter Verleger, Lektoren, Rundfunkleute, Feuilletonchefs dort saßen.

Die Schwierigkeiten, die manche in der Gruppe 47 mit Celan hatten, hingen vielleicht auch damit zusammen, dass die geforderte Nüchternheit auch eine Reaktion auf das nicht bewältigte Pathos der Nazis war und

es ihnen schwerfiel, etwas anderes oder neues, das einen eigenen pathetischen Ton hatte, anzuerkennen.

Joachim Kaiser: Ich glaube, es gab auch hier eine gewisse Phasenverschiebung. Wenn beispielsweise Andersch propagierte, man müsse »den Kampf gegen die Feinde der Freiheit fanatisch führen«, dann ist das natürlich auch eine Art Nazisatz, nur eben mit demokratischer Tendenz.

Peter Hamm: Der Preis für Günter Eich in der Gruppe 47, das war jedenfalls ein Preis für Anti-Pathos. Wenn jemand ein Gedicht vorliest: »Dies ist meine Mütze, / dies ist mein Mantel, / hier mein Rasierzeug / im Beutel aus Leinen« – dann war das genau der Gegenteil. Und Ingeborg Bachmann hatte wiederum Pathos, aber ein völlig anderes Pathos, das nicht mehr in dem der Nazis wurzelte. Wenn sie vorlas: »der Krieg wird nicht mehr erklärt, sondern fortgesetzt« ... »er wird verliehen für die Tapferkeit vor dem Freund und die Nichtachtung jeden Befehls«, dann war das auch Pathos, aber ein völlig anderes.

Was ich dich gerne noch fragen würde, wann hast du eigentlich die großen deutschsprachigen Autoren des 20. Jahrhunderts wie Franz Kafka oder Robert Musil entdeckt?

Joachim Kaiser: Wann mir Kafka wichtig wurde, kann ich recht genau sagen, weil etwas sehr Komisches passierte. In der Gruppe 47 hatte ich 1953 Ingeborg Bachmann kennengelernt. Da ich damals als Redakteur beim Hessischen Rundfunk arbeitete und dort auch eine Sendereihe betreute, die »Das Buch der Woche« hieß, fragte ich sie, ob sie für uns nicht etwas über Kafkas *Amerika*, das gerade erschienen war, schreiben wolle. Wir verabredeten alles, der Sendetermin näherte sich, aber es kam kein Manuskript von ihr. Ich telegraphierte, ich telefonierte, es nutzte nichts. Das Buch der Woche wurde sonntagnachmittags gesendet, das konnte nicht einfach ausfallen. Am Freitag kamen dann endlich 40 Zeilen, davon waren 20 Zeilen ein wunderschönes Zitat – viel zu wenig für 15 Minuten Sendung. Da ich gerade selbst für die *Frankfurter Hefte* an einer Kritik über das Buch schrieb, habe ich dann ihre sehr schönen 20 Zeilen mit 150

Kaiserzeilen aufgefüllt, die ich jetzt zu meinem Erstaunen in der schönen Piper-Ausgabe als Bachmann-Text abgedruckt finde.

Mit Robert Musil habe ich es hingegen bis heute schwer, weil ich den Verdacht habe, dass die riesengroße Gescheitheit von Musil eigentlich wenig erbringt.

Peter Hamm: Du hast eben deine Arbeit für den Hessischen Rundfunk angesprochen. Du bist durch einen Aufsatz über Adornos *Philosophie der Neuen Musik* in den *Frankfurter Hefte* berühmt geworden, das war 1951. Und du hast weiter für die *Frankfurter Hefte* und andere Zeitschriften geschrieben. Ich finde es aber bezeichnend, dass du dann 1951 zum Rundfunk gegangen bist. Das Radio hatte ja eine Riesenwirkung damals.

Joachim Kaiser: Die Wichtigkeit des Radios war damals die Wichtigkeit *einer* Institution: des Nachtstudios. Alfred Andersch, der damals eine herausragende Rolle spielte, war zuerst in Frankfurt und dann in Stuttgart, dort zusammen mit Hans Magnus Enzensberger, Nachtstudio-Redakteur. Das heißt, er gab die aufregendsten Themen an junge Intellektuelle, und man bekam dafür 2.000 bis 3.000 Mark. Andersch ist mein Entdecker gewesen, er hat damals gesagt: Fahren Sie doch nach Bayreuth und machen Sie uns ein Feature fürs Nachtstudio. Ich wurde dann dort bald Hörspieldramaturg.

Der Rundfunk war damals eine seriöse kulturelle Institution. Und Andersch spielte eine Rolle, wie sie manche jüdische Intellektuelle in den 20er Jahren hatten. Er entdeckte gern. Er war wie eine Glocke, die manchmal etwas zu früh läutete. Die Sachen, die er selber geschrieben hat, also die *Kirschen der Freiheit*, *Die Rote* und so fort, erschienen mir manchmal etwas zu rational-harmlos. Doch dafür hat Andersch ja auch Arno Schmidt entdeckt. Übrigens war er ein Bewunderer von Ernst Jünger und von Carl Schmitt.

Peter Hamm: Bei uns in der französischen Zone war es der Südwestfunk, der eine unglaubliche Rolle gespielt hat. Was die für ein Programm machten, die Musik, die literarischen Sendungen, die Essays – das war schon prägend.

Eine Figur, die damals auch eine große Rolle spielte, war Walter Maria Guggenheimer, einer der Redakteure der *Frankfurter Hefte*, der nicht nur dich, sondern auch mich ganz früh förderte.

Joachim Kaiser: Guggenheimer stellte eine merkwürdige Mischung dar: Er erschien mir einerseits wie ein lustiger, für den *Rosenkavalier* schwärmender, etwas konservativer bayerisch-österreichischer Aristokrat, der zusammen mit Eugen Kogon irgendeine Klosterschule besucht hatte. Auf der anderen Seite stand er weit links von der SPD und vertrat damals riskante kommunistische Theorien. Mit ihm hat mein beruflicher Werdegang eigentlich angefangen. Guggenheimer war befreundet mit Brigitte Otto-Kommerell. In diese Biggi verliebte ich mich als Student, das war in Göttingen, um 1950. Anfang 1951 kam Guggenheimer nach Göttingen, um Biggi zu besuchen, und Biggi sagte zu ihm: Ich habe hier einen Studenten kennengelernt, den solltest du auch mal sehen. Da Guggenheimer sehr höflich war, lud er uns beide zum Essen ein. Irgendwann klagte er, es sei ein neues Buch von diesem Wiesengrund erschienen, das keiner verstehen oder gar besprechen könne. Ich, mit meinen 21 Jahren, antwortete ihm, dass beides durchaus möglich sei, ich hätte das Buch gelesen. Guggenheimer ermunterte mich skeptisch: Probieren Sie es. Mein Aufsatz »Musik und Katastrophe« erschien dann 1951 in den *Frankfurter Heften*, darauf hast du ja vorhin freundlicherweise angespielt. Dadurch änderte sich mein Leben, und so kam auch der Hessische Rundfunk auf mich zu.

Heute gibt es gar nicht mehr diese große Aufmerksamkeit für den Artikel eines jungen Autors. Wer liest denn heute noch gern lange Aufsätze, lange Artikel, die oft auch zu wenig innere Spannung haben, um ein großes Format zu füllen? Es spricht eigentlich gegen die Intelligenz einer Nation, dass anspruchsvolle Zeitschriften kaum eine Rolle mehr spielen.

Peter Hamm: Guggenheimer gehört heute zu den vielen zu Unrecht vergessenen Figuren der 50er Jahre in Deutschland. Er hat damals übrigens auch die ersten Bücher von Marguerite Duras übersetzt. Ich erwähne das

deshalb, weil für ihn die Duras eher eine Frau der Résistance war, deren Mann – Anthelme – das KZ überlebt hatte. Sie war aber gleichzeitig unter dem Vichy-Regime auch für die Papierzuteilung an die französischen Verlage zuständig gewesen und hatte ein Verhältnis mit einem Kollaborateur gehabt. Bedenkt man einen solchen Schuldzusammenhang, dann wird einem schon etwas schwindelig.

Aber lass mich noch einmal auf die Literatur jener Zeit zurückkommen. Wenn man bei Kafka den Satz gelesen hat: »Ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns«, dann muss man doch konstatieren, dass die Bücher, die nach 1945 in Deutschland geschrieben wurden, diesem Diktum nicht genügten. Diese Dringlichkeit fehlte völlig. Deshalb war es für mich ja auch wie eine Erlösung, endlich Kafka lesen zu können, der eigentlich alles gewittert, alle die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts in seinen Büchern vorweggenommen hat.

Joachim Kaiser: Wenn ich Gedichte von Günter Eich las oder *Haus ohne Hüter* von Heinrich Böll oder den ersten Roman von Martin Walser *Ehen in Philippsburg*, der vielleicht auch sein bester ist, dann dachte ich zwar, dass diese Bücher bedeutend und interessant sind und auch mein Lebensgefühl aussprechen – ich wusste aber natürlich auch, dass das keine Literatur ersten Ranges ist. Doch es interessierte mich. Für die Musik habe ich daraus eine Konsequenz gezogen, denn hier ist der Unterschied noch heftiger, indem ich mir eingestanden habe, dass mich nur die große traditionelle Musik wirklich in der Seele berührt.

Peter Hamm: Es gibt noch eine ganz grundsätzliche Frage, die mich im Zusammenhang mit dir und deinen Kritiken immer beschäftigt hat, und natürlich jetzt ganz besonders, wo es um die Jahre nach 1945 geht. Ich habe den Eindruck, dass dich tatsächlich niemals Zweifel überkamen an dem, was man Hochkultur nennt, an einer Kultur also, die nichts von dem verhindern konnte, was geschah, die den Zusammenbruch des Humanismus nicht aufhalten konnte. Du hast ja oft den sogenannten 68ern widersprochen, die sich

zugutehielten, die ersten gewesen zu sein, die nach diesem Schuldzusammenhang gefragt haben und für die der Begriff vom »affirmativen Charakter der Kultur«, den Herbert Marcuse geprägt hatte, wie eine Erleuchtung gewesen war. Da bist du, wie ich weiß, auf einem ganz anderen Dampfer, salopp gesagt.

Joachim Kaiser: Das kann man nicht anders sagen. Ich habe nie begriffen, warum die Freude und die Leidenschaft und das Eingehen-Können auf die gewaltige Kunstsprache von Musik, Literatur oder Malerei, warum das mit irgendeiner edlen Moral verbunden sein soll. Für den engen Zusammenhang von Hochkultur und Hochmoral habe ich offensichtlich keinen Sinn.